Nr. 1/89, 1. Quartal, 4. Jahrgang, ISSN 0178—8558 SFr 6,50 ÖS 60 DM 6,50 Z 2288 F

MEDIUM MAGAZIN

Zeitschrift für Journalisten

Sein ist das Reich Ranickis
„F.A.Z."-Kritiker Franz Schirrmacher

Walther von LaRoche über Nachrichten
Bei Badewetter plantscht das Dampfradio

Korrekturübung: Feuilleton
Gequassel aus dem Hosenschlitz

Sprachform der „Süddeutschen"
Wunder sprachlicher Gen-Technik

Leck im Kabinett
Erpreßt der „Spiegel" Möllemann?

MediumMagazin · Hauptstraße 354 · 5330 Königswinter

Portrait

„Lesen ist asozial"

Die „Frankfurter Allgemeine" hat das Erbe des Literaturmonuments Marcel Reich-Ranicki einem 29jährigen anvertraut. Wer ist Frank Schirrmacher?

„Muß das sein?" Es muß. Beim Interview hatte er den Fototermin versprochen. Doch jetzt spiegelt sich im Objektiv der Kamera erstmal deutlicher Unwillen des Objekts. „Freunde meinen, auf Fotos sehe ich aus wie ein Vorstandssohn aus dem Taunus, der mit seinem schwarzen GTI morgens ins Jura-Seminar fährt." Wie gut, daß sie und spätestens seit dem 1. Januar 1989 auch andere es besser wissen: Seit diesem Zeitpunkt steht sein Name im Impressum der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung": Dr. Frank Schirrmacher, Ressortleiter für Literatur und literarisches Leben.

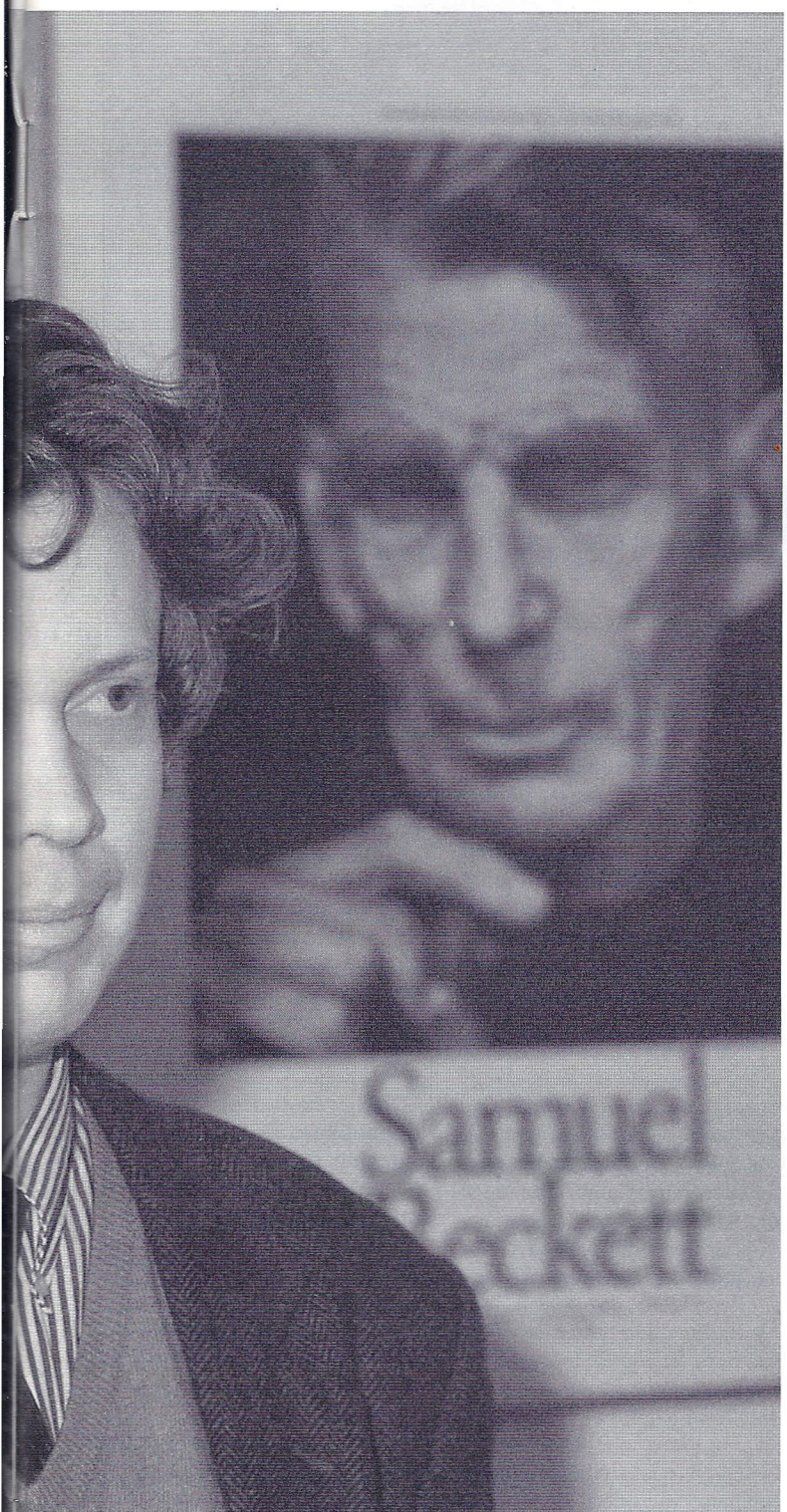
Seine Berufung hat nicht nur in der Buchwelt für Furore gesorgt und ihm in „Tempo" einen Platz unter den 20 Deutschen für die 90er Jahre beschert. Weil er mit 29 Jahren den Schreibtisch des Literaturpapstes Marcel Reich-Ranicki und den Chefsessel im wohl einflußreichsten deutschen Literaturressort übernommen hat, bejubelte ihn das Zeitgeist-Magazin als „das Wunderkind des Feuilletons". Schlimm fand er das, und „Kind", also nein, mit 29 Jahren sei man ja so jung auch nicht mehr. Und überhaupt, was da alles über ihn geschrieben stand, völlig verzerrend, zusammenhanglose Zitate, einfach „grauenhaft".

Die Vorschußlorbeeren, mal mit Gold, mal mit Gift besprenkelt, haben ihn vorsichtig gemacht. Interviews will er im Moment eigentlich keine geben, aber na ja. Nach zwei Telefonaten und einem Brief klappt es schließlich doch. Der vereinbarte Lokaltermin findet in einem Frankfurter Chinarestaurant statt, wo ihm gleich zur Frühlingsrolle eine Überraschung mitserviert wird: „Sie kenne ich", meint der Kellner strahlend. „Sie haben doch mit Literatur zu tun." Frank Schirrmacher nickt verblüfft ob dieser exotischen Frucht seines frischen Ruhms und kann es kaum fassen: also, daß ihn die Fachwelt kenne, sei ja nun nicht erstaunlich, aber ein chinesischer Kellner . . .

Die Verwunderung steht ihm immer noch im Gesicht geschrieben, als er die Frage nach seinem Werdegang beantwortet. Der gebürtige Wiesbadener hat eigentlich immer schreiben wollen, obwohl sein Traumberuf zu Schulzeiten eigentlich der eines Naturwissenschaftlers gewesen ist. Doch die Studienwahl fiel schließlich auf Germanistik und Anglistik (Heidelberg), Philosophie und Literatur (Cambridge). Nach dem Magisterexamen 1984 bewarb er sich erfolgreich um eine Hospitanz in der Feuilleton-Redaktion der „F.A.Z.". Der Hospitanz folgte der Redakteursvertrag ab 1. Juli 1985, parallel dazu die Promotion zum Dr. phil. Als Redakteur erwies er sich in der „F.A.Z." bald schon als der richtige Mann zur richtigen Zeit und vor allem am richtigen Ort: Weil er ihm „von deutschen

Fotos: Alexander Englerp

Literaturpaare für Schirrmacher: Beckett zu Kafka, Böll zu Simmel



Kritikern der jüngeren Generation der Begabteste" schien, wählte Literaturchef Marcel Reich-Ranicki den fast 40 Jahre jüngeren Frank Schirrmacher zu seinem Nachfolger, entscheidend unterstützt vom verantwortlichen Herausgeber Joachim Fest.

Bei aller anerkannter Fachkompetenz des Auserwählten, zeigte die sonst meist konservativ eingestellte „F.A.Z.", damit nicht ein ungeahntes, geradezu revolutionäres Maß an Risikobereitschaft? „Wissen Sie, im Zusammenhang gesehen relativiert sich die Entscheidung für meine Person", meint Frank Schirrmacher gelassen, und seine Erklärung klingt mehr nach echter Überzeugung als koketter Bescheidenheit. Seine Berufung stehe nicht für personelle Revolution, sondern für Re-novierung der Redaktion. Er sei zwar im Haus der jüngste Ressortleiter, aber junge, fähige Redakteure, zum Teil erst Anfang 20, gebe es dort eine ganze Menge. Der „F.A.Z."-Geist sei konservativ im positiven Sinne, geprägt von einer Mischung aus Mut zum Risiko und der Selbstsicherheit einer Zeitung, die weiß, daß sie einen Fehlschlag verkraften kann.

Natürlich sei die Entscheidung anfangs auch für ihn eine Überraschung gewesen, denn daß er so schnell vom Start ans Ziel kommt, damit hat auch er kaum gerechnet. Schließlich ist der neue Posten kein Sprungbrett mehr, sondern bereits Erfüllung seines Lebensziels. „Jetzt kommt es darauf an, ihn mit Inhalten zu füllen." Sein Ton läßt dabei keinen Zweifel, daß er diese Aufgabe mit dem gleichen Geist angeht, der ihm nach eigenem Bekunden die Möglichkeit dazu gab.

Daß sein Alter ihm Autoritätsprobleme bei den fast 100 festen freien Mitarbeitern, darunter viele namhafte Literaturprofessoren und Schriftsteller wie Siegfried Lenz, und den vier Redakteuren „seines Ressorts" verschafft, ist für ihn keine Frage. Fast beiläufig hakt er diesen Punkt ab: „Ich bin nicht so weich, wie ich vielleicht wirke." Mit der Durchsetzung seiner Vorstellungen habe er keine Probleme. Auch nicht mit dem Schatten und Ruf seines Vorgängers, des „Marcel-Dampf in allen Gassen", dem laut „Frankfurter Rundschau" die Vorstellung zu verdanken ist, „Literaturkritik sei heute gar keine mehr, solange sich nicht der Kritiker als Zirkulationsagent der massenhaft frei flottierenden Förderungsgelder und -Stipendien betätigte"?

Frank Schirrmacher betont den „historischen Verdienst Reich-Ranickis", der den Leuten klargemacht habe, „ihr seid eben nicht so vollständig Mensch, wenn ihr Literatur nicht kennt". Von seinem Vorgänger spricht er mit dem Respekt, mit dem sich ebenbürtige Partner begegnen. Im Moment sei es eben so, daß „Reich" mehr

„Von den jungen deutschen Kritikern der Begabteste"

„Ich wehre mich dagegen, eine Figur im Wohnzimmer zu sein."

zum schreiben komme als er, beim Druck aber auch nicht anders behandelt werde wie die anderen hochqualifizierten Autoren auch. Distanz äußert sich allenfalls indirekt, so wenn er über Literaturbetrieb im Fernsehen spricht, wo Marcel Reich-Ranicki ein gern gesehener Gast ist. Er, Schirrmacher zum Fernsehen? Da könnten die bieten, was sie wollen. „Ich wehre mich dagegen, eine Figur im Wohnzimmer zu sein." Ohne sich auf seinen Vorgänger zu beziehen, macht er eigene Positionen deutlich: etwa zur Macht eines Literaturkritikers, in dessen Zeitung pro Jahr weit über 1000 Bücher besprochen werden — mehr als in jeder anderen Zeitung — und der damit maßgeblich das Schicksal von Büchern und Autoren beeinflußt.

Diese Macht ist für Schirrmacher erst mal nur „eine sogenannte", einfach „eine minimale" im Vergleich zu irgendeinem drittklassigen Abteilungsleiter einer Bank, der über ein Bauprojekt in der brasilianischen Provinz entscheiden, Minen schließen oder öffnen könne. „Unsere Macht ist wirklich sehr begrenzt und vielmehr eine moralische Frage, die sich auf die Psyche der Schriftsteller bezieht, was man den Menschen zumuten kann." Und außerdem: „Wir können natürlich Leute ziemlich bekannt machen, aber wenn die dann nicht so gut sind, setzen sie sich auch nicht durch." Seine persönliche Macht beschreibt er nüchtern: Wenn jemand ein viertklassiges Werk in der Rezension hochlobe, aber die Argumente ihn nicht überzeugen, werde er eben den Druck verhindern: „Dafür hat man ja nun diese Position." Außerdem sei er von einem Netz an Beratern umgeben, die ebenfalls zur Urteilsfindung beitragen.

Die Zeit der Kritikerpäpste sei einfach vorbei. Zeitgemäßer erscheinen ihm da eher Personen wie der Amerikaner Bob Silvers, Editor der „New Revue of Book", den nach Meinung seines jungen deutschen Kollegen vor allem zwei Dinge auszeichnen: Erstens redigiere er ein herausragendes Literaturblatt. Zweitens beschaffe er dafür hervorragende Autoren.

Unangefordertes wird nicht gedruckt

Und wie beschafft Frank Schirrmacher seine Autoren? Neben persönlichen Kontakten bietet ihm das ressorteigene Personenarchiv Unterstützung: dort ist jeder, der seit der Gründung der „F.A.Z." 1949 im Literaturteil etwas veröffentlicht hat, mit einer eigenen Karteikarte registriert. Die täglichen Einsendungen werden alle von ihm selbst und mindestens einem weiteren Redaktionsmitglied gelesen, darunter die von empfohlenen Autoren „etwas genauer". Zum Redaktionsprinzip gehöre jedoch, keine unaufgefordert eingeschickten Manuskripte, insbesondere Rezensionen, zu drucken. Die eher seltenen Ausnahmen bestätigen die Regel.

Über befreundete Schriftsteller selbst etwas zu schreiben, verbietet ihm das Gebot der Neutralität. Objektivität hingegen habe keinen Platz in der Literaturkritik: „Niemand, der die Zeitung liest, will Objektivität, sondern ein begründetes Urteil." Und da habe jeder seine eigenen Prinzipien. Er persönlich neige sehr zur historischen Betrachtung.

Sind Kritiker selbst verkappte Schriftsteller? Also, er zumindest habe nicht (mehr) den Ehrgeiz, mit eigenen Werken die Literatur zu bereichern. „Wenn ich in der Schublade lauter unvollendete Romane hätte, wäre ich doch kreuzunglücklich", meint er, lacht und widmet sich mit Messer und Gabel dem kleingehackten Hühnchen, bevor sein Essen endgültig kalt wird. Ein paar Bissen später beschreibt er die Aufgaben des „F.A.Z."-Literaturressorts, das für Schirrmacher drei Funktionen zu erfüllen hat: Grundsätzlich zunächst — den Leser zu informieren. Obwohl die „F.A.Z." mit ihren vielen Besprechungen wohl als einzige Tageszeitung auf der Welt einen fast vollständigen Überblick über die Produktion eines Landes gebe, sei ein Rundum-Service natürlich trotzdem ein Problem, weil immer nur eine Auswahl möglich ist.

Als zweites: dem breiten Leserpublikum die Bedeutung der Literatur als Teil des Lebens nahezubringen, zu zeigen, Literatur habe einen Wert an sich, einen gesellschaftlichen, sozialen Wert. „Das ist eine sehr wichtige Aufgabe, die die ‚F.A.Z.' mehr als andere Zeitungen erfüllen kann, eben weil sie von so unterschiedlichen Leuten gelesen wird und ihnen zeigen kann, ohne Literatur seid ihr eben nur Frakturmenschen." Die dritte Funktion — den Leser zu fordern, ihm auch Unbekanntes und schwierige Lektüre „zuzumuten", zum Beispiel einen bisher unveröffentlichten Text von Samuel Beckett oder politische Gedichte des Exil-Polen Adam Zagajewski. „Das ist eine ungeheure Chance zur im weitesten Sinne politischen Bewußtseinsbildung des Lesers. Sie müssen sehen, daß es so einfach wie im Fernsehen nun auch wieder nicht geht."

Angriff auf die iranischen Amok-Ajatollahs am 23. Februar auf Seite 1. Trotz einer Morddrohung

Wenn Rushdie stirbt

Von Frank Schirrmacher

Chomeini ist ein Fundamentalist. Seine Morddrohung gegen den englischen Schriftsteller Salman Rushdie aber sollte die westliche Welt daran erinnern, daß auch sie fundamentale Prinzipien zu verteidigen hat: die der Freiheit und der Menschenwürde, und daß sie auf den Schutz des Lebens verpflichtet ist. Jetzt treffen zwei Überzeugungen aufeinander, und dabei wird offenbar, daß unser harmoniefreudiges Bild einer großen, brüderlichen Weltkultur nicht zutrifft.

Die Reaktionen der zivilisierten Welt sind bislang unzulänglich. Zumindest sollte man über weitere wirksame Sanktionen nachdenken, die Iran schwerer treffen. Zwar hat auch in der Vergangenheit das Regime in Teheran immer wieder gegen Völkerrecht und internationale Abmachungen verstoßen. Doch daß ein Staat Geiseln nimmt, Kriege führt, Tausende von Menschen ohne Gerichtsverfahren töten läßt und heimlich Mörder aussendet – all dies ist unerträglich, aber nicht ohne Beispiel. Chomeinis offener Aufruf, den englischen Schriftsteller Rushdie gegen eine Millionenprämie zu töten, ist hingegen einzigartig.

Um so erstaunlicher sind die schleppenden, fast widerwilligen Reaktionen großer Teile der europäischen Öffentlichkeit. Es hat Tage gedauert, ehe die sonst immer zu Protesten und Unterschriften bereiten Verbände auch nur ein Wort von sich gäben. Manche der intellektuellen Leitfiguren waren, nachdem Chomeini seinen Killer-Aufruf verkündet hatte, wie vom Erdboden verschwunden. Schwiegen sie aus Angst? Erkannten sie die Situation nicht?

Viele westliche Intellektuelle, deutsche zumal, leben seit langem in einem imaginären Reich von Widerstand, Mut und Rebellentum. Die Blockade einer Straße oder die Besetzung eines Ackers kann als Märtyrertat, eine Vernehmung durch die Polizei als eine Art Folter dargestellt werden – so jedenfalls findet man es in vielen Selbstdarstellungen. Man hat nicht nur in Deutschland, sondern in vielen Ländern Europas den Protest, der nichts kostet, zur mutigen Aktion stilisiert; vielleicht deshalb haben viele die Dimensionen des iranischen Mordkomplotts bis heute nicht begriffen. Dabei liegt auf der Hand, wie man auf Chomeinis Anmaßung zu reagieren hat: Rushdies Buch muß gedruckt werden, und Iran muß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gezwungen werden, den Mordbefehl zurückzunehmen.

Zu den Mißverständnissen mancher Intellektueller gehört auch das besserwisserische Argument, im Fall Rushdie wolle die westliche Welt nur ihre Vorstellungen von Kultur und Moral gegen die des Islam mit Sanktionen und Protesten durchsetzen. Aber kein westlicher Staat dringt mit Soldaten in Iran ein, um dort die Respektierung der Menschenrechte mit dem Maschinengewehr zu erzwingen; kein westlicher Staatsmann ruft zum Mord auf, weil Iran das fünfte Gebot verletzt.

Seit dem Mordbefehl Chomeinis befindet sich die zivilisierte Welt im Zustand der Selbstverteidigung. Was sie jetzt tut oder zu tun unterläßt, wird unabsehbare Wirkungen für ihre Selbstachtung, für ihre Grundsätze und ihre Lebensfähigkeit haben. Man kann über Literatur, über Schriftsteller und ihre Irritationen lächeln; aber was bedeutete es, wenn unsere Kultur einmal mit der Erinnerung fertig werden müßte, daß in ihrer Mitte ein Schriftsteller von einem Staat zu Tode gehetzt wurde, während sie aus Angst oder Unfähigkeit schwieg?

Vor diesem Hintergrund wird das Verwirrspiel, das der deutsche Verlag Rushdies mit der Veröffentlichung der „Satanischen Verse" treibt, noch unrühmlicher. Bis jetzt ist unklar, ob das Buch erscheinen wird, und wenn ja, wann. Auch der Börsenverein des Deutschen Buchhandels hatte zunächst nichts Besseres zu tun, als einen Seitenhieb auf den Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger zu führen wegen seiner Attacken auf den deutschen Verlag. Enzensberger, im Augenblick die einzige deutliche Stimme der Empörung, hatte dem Verleger „Feigheit" vorgeworfen und sich als Herausgeber des Buches angeboten. Anstatt im Augenblick der Gefahr zusammenzuhalten, kritisierte der Börsenverein den Schriftsteller wegen seiner „Maßlosigkeit". Gewiß, man kann niemanden zum Mut zwingen. Aber man sollte denen, die gerne das Patronat über das Buch übernehmen würden, wenigstens die Chance dazu geben.

Man darf sich über die Situation keinen Illusionen hingeben. Es kann passieren, daß Salman Rushdie umgebracht wird. Jetzt schon ist sicher, daß er lebenslang eine Geisel der Angst sein wird. Seine Verleger zittern, die Buchhändler, Verbände und Rezensenten sind in Furcht. Und selbst wenn der „Befehl" zurückgezogen wird, könnte Chomeini das Leben des englischen Schriftstellers zerstört haben. Solche kalkulierte Grausamkeit könnte leicht Schriftsteller, Künstler, auch Journalisten in aller Welt treffen.

Deshalb muß der Westen Iran klarmachen, was geschehen würde, sollte Rushdie sterben. Der Ajatollah muß wissen, daß er die Welt nicht einschüchtern wird und daß diese Welt bereit ist, für ihre Prinzipien Opfer zu bringen. Dabei zählt jeder Tag. Diejenigen aber, die einen Mordbefehl „verstehen" und „erklären" wollen, sollten sofort damit aufhören. Was immer an religiöser Irritation durch Rushdies Buch hervorgerufen sein mag: es ist mit der Drohung Chomeinis zweitrangig geworden.

Wir sind Zeugen nicht nur eines politischen, sondern eines der großen kulturellen Konflikte der Nachkriegszeit. Wie er zu lösen sein wird, weiß niemand. Aber Iran muß begreifen, daß eine bis aufs Äußerste erregte Welt zu Salman Rushdie steht.

Überhaupt Politik — Literaturkritik — Fernsehen. Über dieses Beziehungsgeflecht kann sich Frank Schirrmacher so in Rage reden, daß auch seine Haarlocken heftig in Bewegung geraten. Der Fall des ägyptischen Nobelpreisträgers Nagib-Machfus beispielsweise — für ihn ein typischer Fall der „Verlogenheit" gewisser Literaturkritiker, die mit Dritte-Welt-Klischees Literatur beurteilen und sich damit ihr politisches Gewissen und intellektuelles Selbstbewußtsein für ihre avantgardistischen Parties erschreiben". Dabei hätten sie noch nicht mal Proust begriffen oder die Bedeutung von Beckett erkannt, diese Art der Literatur als Selbsterkenntnisprozeß mit ihren sozialpolitischen Fragen. Das Literaturverständnis solcher „Avantgardisten", die Simmel verreißen und Nagib Machfus preisen, habe für ihn das gleiche geistige, intellektuelle Niveau wie das eines Proseminars von 1968, schimpft Frank Schirrmacher.

Stichwort Simmel: In welche Kategorie gehören denn die Rezensionen von Romanen des vielgeschmähten Erfolgsautors? Literaturkritiker Schirrmacher, der in der „F.A.Z." den Simmel-Roman „Denn mit dem Clown kamen die Tränen" seinerzeit (positiv) besprochen hat, holt tief Luft zu einer langen Erklärung: „In der gesamten Kultur finden Sie heute mindestens zwei verschiedene Ebenen: die der einfachen, unmittelbar verständlichen Kultur und die der absolut hermetischen Kultur. In der Wissenschaft ist das nicht anders wie in der bildenden Kunst und der Literatur. Nehmen wir hier die hermetische Ebene, also sagen wir Fontane, Joyce, Kafka, Musil, Beckett beispielsweise. Die brauchen keine Leser in dem Sinne, als sie ihren Zweck in der Fortentwicklung der Literatur an sich erfüllen: Kafka hat sehr genau die realistischen Romane des 19. Jahrhunderts gelesen und darauf aufbauend die Literatur ein Stück weitergebracht. Beckett wiederum hat ohne Zweifel Joyce und Kafka sehr genau gelesen und erneut die Literatur weiterentwickelt. Diese Ebene funktioniert also in sich selbst."

Auch Frank Schirrmacher hat Kafka sehr genau gelesen, über den Konstruktivismus bei Kafka promoviert und 1986 als Herausgeber den Band „Verteidigung der Schrift. Kafkas ‚Prozeß' " veröffentlicht. Keine Frage also, wie seine Sympathien verteilt sind: „Dieser Klasse, die wie in der Physik eine Art Halbwertzeit von etwa 50 Jahren hat, bis ihre Wirkung erkennbar wird, werde ich in der ‚F.A.Z.' immer einen großen Raum einräumen, sie stützen, hegen und pflegen."

Nicht ohne sich zu vergewissern, daß seine Zuhörerin ihm folgen kann, fährt er fort: „Die andere Klasse braucht nur Leser, weil sie das ausspricht, was der aktuellen Zeit gemäß ist. Dazu gehört Heinrich Böll ebenso wie Johannes Mario Simmel, wenn auch beide von unterschiedlicher Qualität sind. Böll hat ein paar Bilder gefunden, die sind irre. Zum Beispiel der Intellektuelle als Clown auf den Stufen einer Kirche. Da ist einfach alles drin, und so etwas kann Simmel nun überhaupt nicht. Aber dennoch, beide sind Vertreter einer Klasse — eben der des realistischen Romans. Und wenn die derzeitige Kluft zwischen dieser und der anderen Ebene weiter so wächst wie derzeit, wird Simmel gegen Ende der 90er Jahre ein gar nicht mehr so unterscheidbarer Schriftsteller sein. Die alte Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Wirklichkeit stellt sich heute völlig neu. Die Realität unserer Zeit ist doch, daß der Verwaltungsmensch, der über Atomkraftwerke befindet, damit die weitreichendsten Entscheidungen in unserem Jahrhundert treffen kann, bedeutsamer als jeder Politiker zuvor. In diesem Prozeß hat die Literatur noch nicht die Mittel des Umgangs und der Rezeption gefunden." Mit dieser düsteren Feststellung beschließt er den leidenschaftlichen Vortrag und nippt an seinem Glas Bier.

Die Zustandsbeschreibung der Literatur führt zur Frage nach dem Leser. Daß das Fernsehen aus den Lesern bloße Zuschauer macht, die Gefahr sieht er nicht. Im Gegenteil: „Ich glaube, daß der Fernsehkonsum abnehmen wird. Der alltägliche Wahnsinn, was zum Beispiel mit der Umwelt passiert, führt die Menschen wieder zum Lesen — als Lebensform und Erfahrungswert an sich." Lesen sei eigentlich eine Herausforderung an sich selbst, weil eine asoziale Form des Verhaltens: „Musik hören kann ich mit mehreren, lesen aber nur ganz allein." Und welche Mittel will er einsetzen, um das „asoziale Verhalten" zu fördern? Hat er neue, eigene Vorstellungen für den Literaturteil der „F.A.Z."? „Ja, aber sage ich nicht" und lockt stattdessen zum Lesen: „Schauen Sie sich mal unsere Frühjahrsbeilage an, da werden zum Beispiel ein paar neue Sachen dabei sein!"

Annette Milz

Neue Ideen? „Sag ich nicht"